

## Hessen in der deutschen Literatur des Mittelalters

Von Friedrich Neumann

### I.

Die Frage, wann im Zuge der deutschen Geschichte die hessische Geschichte beginne, hat ihre eigene Schwierigkeit. Sie beantwortet sich am einfachsten, wenn man für das Hessische einen eindeutigen Anfang politischen Eigenlebens verlangt. Die hessische Geschichte setzt dann erst ein, als das althüringische Landgrafengeschlecht im Mannesstamme erlischt. Am 16. Februar 1247 stirbt kinderlos Heinrich Raspe IV. von Thüringen, der im Mai 1246 dem gebannten Kaiser Friedrich II. als „römischer König“ entgegengestellt war. Im Mai 1247 erscheint Herzog Heinrich II. von Brabant mit seiner zweiten Frau Sophie, der Tochter Ludwigs IV. von Thüringen, um Heinrich, dem unmündigen Sohne dieser Ehe, vom Hessischen aus ein Erbe zu sichern. Man mag das Jahr 1250, in dem sich Sophie von Brabant und ihr Oheim Heinrich der Erlauchte von Meißen zu einem ersten Übereinkommen zusammenfinden, als ersten Ansatz streng hessischer Geschichte bezeichnen, wenngleich es bis zum Jahre 1292 dauert, bis Sophiens Sohn Heinrich als hessischer Landgraf den Reichsfürstenstand erreicht.

Doch wenn auch der Streubesitz eines für sich stehenden landgräflichen Hessens erst seit dem späteren 13. Jahrhundert in Erscheinung tritt, das Hessische als stammestümliche Einheit hat eine alte Geschichte. Diese Geschichte wird auch nicht dadurch behindert, daß das Stammestümlich-Hessische nicht fest begrenzt werden kann. Alle stammestümlichen Einheiten der deutschen Geschichte haben gemeinsam, daß sie bewegte, daher dehnbare und sogar einengbare Gebilde sind. Im Unterschied von manch anderem geschichtlichem Gefüge eignet aber dem Stammestümlich-Hessischen eine bemerkenswerte geschichtliche Stetigkeit. Denn durch alle politischen Überlagerungen hindurch erhält es sich in einem landschaftlichen Kernbereich ein oft schwer bestimmbares Eigenleben. Unbestritten betreten wir diesen Kernbereich in jenem „Hessengau“, der seit germanischer Zeit als kultisches und daher auch rechtliches Ausstrahlungsgebiet im nördlichen Teil der hessischen Senke im weiteren Umkreis von Fritzlar und Gudensberg an der unteren Eder liegt. Es genügt, an das in den „Annalen“ des TACITUS (also um das Jahr 100 n. Chr.) genannte *Mattium* zu erinnern, das im Dorfnamen *Metze* fortlebt, ohne daß man das, was die Römer *Mattium* nennen, auf den engen Raum eines Dorfes verörtlichen darf. Den Wert dieser Erwähnung schränkt nicht ein, daß jener Kernbereich schon in vorgermanischer Zeit Rang gehabt hat, wie wohl auch der Name *Mattium* in Vorgermanisches weisen mag. Es ist der Kernbereich, mit dem in altgermanischer Zeit die volksmäßige Einheit der *Chatten* verbunden ist, die von hier aus vielleicht nicht lange vor Christi Geburt zu einer weitausgreifenden Macht wird. Mögen auch die geschichtlichen Bedingungen, unter denen sich diese Macht bildet, noch so sehr im Nebel blei-

ben, eins hat auch hier zu gelten: So gut wie alle germanischen Einheiten, die wir schlecht und recht „Stämme“ nennen, sind politische Gebilde und als solche gemischte Einheiten, die oft langsam, oft in stürmischer Entwicklung aus einer Grundbevölkerung und einer eingeströmten Bevölkerung entstehen.

Damit stellt sich jedoch eine zweite Frage: Wie weit decken sich denn *chattisch* und *hessisch*? Die Chatten gehören mit ihrem Namen in die germanische Geschichte der ausgehenden römischen Republik und der anschließenden frühen Kaiserzeit. CAESAR hat sie übrigens nicht erwähnt, obwohl Chatten unter den Sueben Ariovists gewesen sein können. Unabhängig davon bestimmt ihre Zeit — und damit Geschichtsstufe, daß nördlich von ihnen die Marser und Cherusker, östlich von ihnen die Ermunduren auftreten<sup>1</sup>. Als sich vom 3. nachchristlichen Jahrhundert an spätgermanische Großeinheiten unter den Namen der Alemannen und Franken, dann der Sachsen durchzusetzen beginnen, ist längst das Chattische, das offenbar das Römische und sogar das Cheruskische als Gegendruck brauchte, ins Dämmerlicht gerückt<sup>2</sup>. Wie man auch diesen Vorgang geschichtlich begründet, seine letzte Ursache hat er in großräumigen politischen Verlagerungen, die das chattische Waldland mit seinem Kernbereich im unteren Edertal davon ausschließen, auf Dauer ein weitreichendes politisches Strahlungsfeld zu erzeugen. Damit bin ich an jener bekannten Tatsache, die stets einen Zug des Überraschenden behält. Als der ehemals chattische Kernbereich endlich wieder im früheren 8. Jahrhundert Zeugniswert hat, tragen seine Bewohner den Namen *Hessen* oder genauer, da es sich um lateinische Zeugnisse handelt, den Namen *Hessi*, *Hassi* = *Hassii*, *Hessonnes*. Ich darf daran erinnern, daß es der Angelsachse WYNFRITH=BONIFATIUS ist, der als erster den Namen „Hessen“ überliefert<sup>3</sup>. Im Jahre 721 wählt er als päpstlicher Legat Amöneburg, die „Burg an der Amana“ (Ohm), zum Stützpunkt seiner nach Osten gerichteten Missionstätigkeit. Wir haben kein Recht zu der Annahme, die dort wohnenden Leute habe man damals „Hessen“ genannt. Doch bei den „Hessen“, die diesen Stammesnamen im strengen Sinne des 8. Jahrhunderts führen, fällt er im Jahre 723 die in *Gêsmere* (Geismar) gewachsene Donareiche (das *robur Jovis*), damit an einer Stelle, die nur einen Kultort im Edertal unweit Fritzlar meinen

- 
- 1 Wir sollten vermeiden, *Hermunduren* und *Herminonen* zu schreiben. Denn wir wissen, daß mit der römischen *H*-Schreibung nur der für römische Ohren harte germanische Vokaleinsatz gemeint ist. Der Sinngehalt der Silbe *ermen*-, *irmin*- liegt unangefochten fest. Vgl. M. SCHÖNFELD: Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Volksnamen = Germanische Bibliothek I, 4, Bd. 2 (Heidelberg 1911) und meinen Aufsatz: Germanische Stammesnamen im Deutschen (Betonung und Lautstand) → Muttersprache (1953) 351–360.
  - 2 Alle Zeugnisse, die über das 2. Jahrhundert hinausgehen, dürften im Zwielficht stehen und daher keinen sicheren Zugriff gestatten. Auf Einzelnes habe ich hier nicht einzugehen.
  - 3 Die Belege: 1. Der Briefwechsel des Bonifatius: Mon. germ. hist. Epistolae Tom. I (1916) Nr. 43 u. 101; 2. die ‚Vita‘ des Bonifatius, verfaßt um 760 durch den Angelsachsen Wilibald in Mainz: Mon. Germ. hist. Scriptores rer. germ. (1905).

kann<sup>4</sup>. Den Rang dieser Zeugnisse begründet, daß sie von Männern ausgestellt sind, die, mit den Verhältnissen des früheren 8. Jahrhunderts vertraut, keinen Anlaß haben, den damals gültigen Bereich des Namens „Hessen“ einzuschränken.

Das Ziel dieses Aufsatzes verlangt nicht nach einer ausführlichen Erörterung der schwierigen Frage, wie sich der früh überlieferte Name „Chatten“, den man im Anlaut mit germanischen Reibelaut (mit einem *ch* wie in *machen*) sprechen sollte, und der spätüberlieferte, in der Lautform nahezu altdeutsche Name „Hessen“ zueinander verhalten. Nur das Notwendigste sei gesagt, das wir für den Eintritt in das karolingische Jahrhundert brauchen, jenes Jahrhundert, in dem, wie ein Beschluß der Ingelheimer Reichstagung vom Jahre 788 zeigt, die Großeinheiten der Franken, Bayern, Langobarden und Sachsen zusammen mit allen denen, die Gaue dieser Bereiche vertreten, durch den Begriff der *theodisca lingua* (der „angestammten Sprache“) verbunden werden können<sup>5</sup>. Das Grundlegende: Man sollte endlich die Vorstellung aufgeben, daß sich innerhalb des Germanischen der Name der „Hessen“ lautgesetzlich aus dem Namen der „Chatten“ entwickeln lasse, die später nur als „Hatten“ (hochdeutsch „Hatzen“) hätten erscheinen können. Aber beachtenswert, was nach meinem Eindruck nicht immer genügend hervorgehoben wird, wohl weil es sich von der Sprachwissenschaft her fast von selbst versteht: Die Wortbildung „Hessen“ (mit Doppel=*s*, das einst aus einem Doppeldental hervorgegangen sein muß) weist wie die Wortbildung „Chatten“ in sehr alte, wenn man will: in frühstgermanische, ja vorgermanische Zeiten zurück, was nahelegt, daß in beiden Namen die gleiche Wortwurzel steckt. Der Ausdruck „vorgermanisch“ mag überraschen. Doch ist nicht merkwürdig, daß Völkernamen, die im Germanischen auftreten, in verwandten indogermanischen Sprachen mehr oder minder genaue Entsprechungen haben. So wird durch CAESAR der keltisch-britannische Stammesname der *Cassi* überliefert, deren Name sich lautlich wie der Name der römischen Familie der *Cassii* mit dem Namen der *Hassii*, *Hessi* („Hessen“) deckt<sup>6</sup>. Dazu sei an E d w a r d

4 Die sechs Orte, die (mit Einschluß von *Hofgeismar*) *Geismar* heißen, liegen auf engem Raume zusammen: zwei im Hessengau, *Hofgeismar* im hessischen Diemelgebiet, *Geismar* bei Göttingen und *Geismar* nordöstlich Eschwege. Die Namen verlocken, ihren geschichtlichen Zusammenhang festzulegen. EDWARD SCHRÖDER hat mindestens zeitweise dazu geneigt, das nordthüringische *Geismar* für das älteste zu halten, wohl weil ihm erminonisch=ermundurischer Einstrom an der Entfaltung des Chattischen unbestreitbar erschien; vgl. *Deutsche Namenkunde* (Göttingen 1938) 138, 304. Die Frage dürfte noch nicht spruchreif sein. Bei ihrer Behandlung sollte, wie es schon SCHRÖDER wünschte, das thüringisch=hessische *Weimar* mit herangezogen werden.

5 Bericht der ‚*Annales regni Francorum*‘, Mon. Germ. hist. Scriptores rer. germ. (1895) 80. Zur Entstehung des Begriffes ‚Deutsch‘ vgl. die Aufsatzsammlung: LEO WEISGERBER: *Deutsch als Volksname* (Darmstadt 1953).

6 Siehe den Hinweis: M. SCHÖNFELD aaO. unter *Chatti* S. 131, der sich auf ALFRED HOLDER: *Alt=Celischer Sprachschatz* Bd. 1 (Leipzig 1896) Sp. 824/25 (*Cassi*) bezieht. KARL MÜLLENHOFF hat wohl als erster den Namen der *Chatti* mit dem

Schröders Bemerkung erinnert, das „Kernland der Chatten, die Gegend von Kassel, Fritzlar und Homberg“ zeige eine Fülle von Ortsnamen, die der Deutung „unbegrenzte Hindernisse“ in den Weg legten: „Manches Keltische“ möge da noch verborgen ruhen<sup>7</sup>. In dieser Wendung sollte man den Begriff „keltisch“ nicht zu streng nehmen; gemeint ist (wenn man neuere Erkenntnisse heranzieht), daß hier Vorgermanisches indogermanischer Herkunft von unten in das Germanische hineinrage<sup>8</sup>.

Auch bei der Behandlung der Chatten-Hessen-Frage müssen wir ein Grundsätzliches beachten: Namen von Völkerschaften (von *gentes*) darf man nicht auf „statische“ (unbewegliche) Begriffe beziehen, die sich durch Jahrhunderte weiterrücken lassen, wie wenn sie unveränderbare und daher unveränderte Größen bezeichneten. Immer richten sie sich auf Arten politischer Einheiten, die sich aus Stammkernen oder unter dem Einfluß bestimmender Gruppen unter wechselnden Verhältnissen bilden, sich auf geschichtlichen Wegen wandeln, ja unter gegebenen Verhältnissen verschwinden. Beispiele bieten sich so leicht an, daß sie hier nicht erwähnt zu werden brauchen. Aus diesen Erwägungen heraus bleibt eine gute Annahme, die hier nicht genauer zu erörtern ist: Im Namen der *Hessi*, die germanisch=lateinisch etwa *Chassii*, *Hassii* heißen müßten, begegnet uns der alte Name einer kleineren, aber bestimmenden Einheit, die sich im Kerngebiet der *Chatti* durchgesetzt und gehalten hat, als die ausgedehnte Macht der *Chatti* verdämmert. Das Entstehen der Doppelnamen, von denen der Name *Chatti* aus römischer Sicht allein Geltung

Namen der keltisch-britannischen *Cassi* verglichen. Die CAESAR-Stelle: De bello Gallico B. V. Kap. 21, 1 (*Cenimagni, Segontiaci, Ancalites, Bibroci, Cassi*).

<sup>7</sup> EDW. SCHRÖDER zieht (Dt. Namenkunde 143) als Vertreter althessischer Ortsnamen, die uns wohl „stets verschlossen bleiben“ würden, den „sächsischen Spottvers“ heran: „Dissen Deute Haldorf Ritte Baune Besse / Das sind der Hessendörfer alle sesse“.

<sup>8</sup> Keinem Zweifel unterliegt, daß das chattische Gebiet (mit Einschluß des „Hessengauges“) erst durch Einstrom und daher verhältnismäßig spät germanisch geworden ist. Über die Schwierigkeiten, Ergebnisse der Vorgeschichte, römische Nachrichten und sprachwissenschaftliche Feststellungen und Vermutungen so zu vereinen, daß bei dem heutigen Forschungsstand zwischen Rhein und Weser, den Geestgebieten im Norden und der Lippe-Leine-Linie ein Netz sicherer Tatsachen entsteht, vgl. man die Sammlung dreier aufeinander bezogener Aufsätze: ROLF HACHMANN, GEORG KOSSACK, HANS KUHN: Völker zwischen Germanen und Kelten — Schriftquellen, Bodenfunde und Namengut zur Geschichte des nördlichen Westdeutschlands um Christi Geburt (Neumünster 1962). Das dort zur Diskussion Gestellte berührt uns, weil im Zuge der Untersuchungen das südlich anschließende Gebiet des späteren Oberlahngauges und Hessengauges zum zwielichtigen Vorfeld jenes Rhein-Weser-Gebietes wird, das man abgekürzt „istwäonisch“ nennen mag. Zum Verhältnis der Namen „Chatten-Hessen“ vgl. vor allem HANS KUHN: Vor- und frühgermanische Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden → Westfälische Forschungen 12 (Münster 1959) 36/37. Zur germanischen Besiedlung Hessens vgl. HANS KUHN → Völker zwischen Germanen und Kelten 119–125.

hat, dürfte auf jene Zeiten germanischer Dehnungen zurückgehen, in denen sich durch das Hereinströmen von Siedlern verschiedener Herkunft das Chattische als ein übergeordnetes Ganzes ausbildet<sup>9</sup>. Möglich oder wahrscheinlich, daß man stets den nach außen wirkenden Namen *Chatti* und den landschaftlich beschränkten Namen der *Chassii* (*Hassii*) als eng verwandt empfunden hat<sup>10</sup>.

Vom späten Auftauchen des Namens „Hessen“ fällt ein Licht rückwärts auf die Zeiten, in denen die Macht der „Chatten“ schwindet, ohne eine Kunde zu hinterlassen. Dem Späteren zugewandt, haben wir vor allem auf das zu sehen, was sich etwa vom 4. Jahrhundert an, längst vorbereitet, in den Maingebieten in Richtung auf den mittleren Rhein ereignet. Auf dem Mainwege strömen die erminonischen Alemannen vom Nordosten nach dem Westen. Ihre Wellen schlagen in die Wetterau, Spritzer darüber hinaus. Dann aber drängen die merowingischen Franken ostwärts. Nach dem Sieg über die Alemannen fallen ihnen um 500 vom mittleren Rhein her die Maingebiete zu. Um 530 stoßen sie in das thüringische Reich und bringen es zum Einsturz. So entstehen bis ins 8. Jahrhundert unter fränkischer Hoheit Mischfelder von Sprache, die wir als rheinfränkische und ostfränkische Sprachgebiete zu bezeichnen pflegen. Dies Skizzenhafte genüge, um den Zustand erklären zu helfen, den Wynfrith=Bonifatius vorfindet. Ein für uns wichtiger Brief des Papstes Gregor III. vom Jahre 737/38, der auf kirchliche Anordnungen des Bonifatius verpflichten soll, nennt neben den Thüringern und Hessen unter anderen die „Wetterauer“ (*Wedrecii*), die „Lahngauer“ (*Lognai*), die „Grabfeldgauer“ (*Graffelti*)<sup>11</sup>. Nüchtern betrachtet heißt dies, daß der Hessengau ostwärts der Ohm und nördlich von Vogelsberg und Rhön beginnt. Dem darf man hinzufügen, daß damals das Gebiet nördlich des Habichtswaldes und das Gebiet der unteren Werra sächsischem Vorbruch offen stehen. Kurz: Wie man den Hessengau umrandet (scharfe Grenzen kennt man damals nur in

<sup>9</sup> Sehe ich richtig, so haben wir uns noch nicht entschieden, wie der Name der *Chattuarii* (im Angelsächsischen des 8. Jahrhunderts *Hetware*, im Althochdeutschen *Hazzovarii* genannt) sprachlich aufzufassen ist. Sie tauchen, wenn man sie richtig ansetzt, an der oberen und mittleren Ruhr auf und sitzen später weiter nördlich. RUDOLF MUCH übersetzt: Bewohner eines Landes, „das einmal chattisch war“, vgl. Die Germania des Tacitus (Heidelberg 1937) 286. M. SCHÖNFELD aaO. 131 übernimmt die unbestimmte Angabe: „die Nachkommen oder Nachfolger der Chatten“. ERNST SCHWARZ: Germanische Stammeskunde (Heidelberg 1956) 140 läßt im Unklaren, wie ihre „Beziehungen zu den Chatten“ zu denken sind. Ich brauche das hier nicht weiterzuführen. Sicher scheint mir zu sein, daß sie einmal mit „Chatten“-Land etwas zu tun gehabt haben.

<sup>10</sup> Immer noch wichtig: WILHELM BRAUNE: Germanisches ss und die Hessen → Indogermanische Forschungen 4 (1894) 341–351, wo es S. 345 zu knapp und daher mißverständlich heißt: „der Name Hessen bezeichnete eine kleine Untervölkerschaft der alten Chatten“.

<sup>11</sup> Mon. Germ. Hist. Epistolae sel. I (1916) Nr. 43. Vgl. dazu WILHELM NIEMEYER: Zur Klärung hessischer Stammesfragen des frühen Mittelalters → ZHG 63 (1952) 13–26.

Sonderfällen), das Herz des Hessengebietes schlägt wie in den Anfängen der „Chatten“-Zeit im Raum der unteren Eder. Anzeichen, daß sich der Hessengau auch in die großfränkische Zeit hinein sein etwas abseitiges Eigenleben erhalten hat<sup>12</sup>. In dieser Abseitigkeit ist aber zugleich angelegt, daß er für neue Möglichkeiten frei ist: für Möglichkeiten, zu denen nicht zum wenigsten gehört, sich unter neuen Bedingungen in die ehemals chattischen Bereiche zu dehnen.

## II.

Wir können uns nunmehr die Frage stellen, seit wann und in welchem Umfange im Hessischen (diesem bedingt Neuchattischen) eine deutschsprachige Literatur entsteht, die sich dem Begriffe „Dichtung“ zuordnen läßt. Fast zwangsläufig werden wir durch diese Frage an die Karolingerzeit verwiesen, die für Hessen durch das kirchenpolitische Wirken des Angelsachsen Bonifatius vorbereitet ist. Warum? Germanisches Dichten war an eine Überlieferung gebunden, die (vereinfacht ausgedrückt) von Mund zu Mund weitergereicht wurde, daher nicht als Schrifttum (als „Literatur“ im strengen Sinne des Wortes) erscheinen konnte. Dies hat auf deutschsprachigem Boden für alles Dichten, das nicht allein durch mündlichen Vortrag lebt, eine Folge, die man sich nicht deutlich genug machen kann. Was wir „Literatur“ nennen, setzt das Schreibenkönnen und damit für die altdeutschen Anfänge das Wirken von Stifts- und Klosterschulen voraus. Nicht minder auch das Eintreten in eine durch Schrifttum vermittelte abendländische Tradition, deren Brücke in lateinischer Sprache gebaut ist. Nimmt man hinzu, daß Schreiben für lange Zeit ein Kunsthandwerk bleibt, schon weil es sich auf dem teuren Pergament vollzieht, so wird zusätzlich begreifbar, daß alles literarische Schaffen Förderer (Mäzene) braucht, die zunächst nur weltliche und geistliche Mächte stellen können. Schnell sind die drei Schulen aufgezählt, ohne die in der Karolingerzeit vom Althessischen aus keine Art von deutschsprachiger Literatur möglich ist. Bald nach 730 gründet Bonifatius das Kloster Fritzlar, das dann ein Angelsachse leitet. Im Jahre 744 gründet der in Fritzlar vorbereitete Bonifatiuschüler Sturm, ein Bayer, im westlichen Grabfeldgau

<sup>12</sup> Über die Frage, ob und wie weit das Althessische dem Fränkischen zuzuordnen sei, handelt umfassend EDMUND E. STENGEL in dem Aufsatz: Der Stamm der Hessen und das Herzogtum Franken → Festschrift Ernst Heymann I, 129–174 (Sonderdruck Weimar 1940), wieder abgedruckt: Hassiaca (Gesammelte Aufsätze zur hessischen Geschichte → ZHG 70 (1959) 19–67. Der Aufsatz hatte ehemals den Nebenzweck, das Fragwürdige eines dem Hessischen übergeordneten Begriffes „Rheinfranken“ zu erweisen, der ohnedies nur als Fachausdruck der Sprachwissenschaft abgrenzbar ist. Er hat seine Bedeutung behalten und ergänzt im ganzen das oben Gesagte, gerade weil er von einer anderen Fragestellung ausgeht. Wie leicht macht man sich oft, das Althessische (Hessengauische, Niederhessische) dem Rheinfränkischen an- und einzufügen! Unverständlich für jeden Hessengauer, der noch in der Sprachmelodie des Niederhessischen lebt.

das Kloster Fulda. Und gegen 770 stellt der Angelsachse Lul, seit 752 Nachfolger des Bonifatius auf dem Mainzer Stuhl, dem Fuldaer Kloster ein Kloster in Hersfeld entgegen, an einem Orte, den schon Sturmî vor der Gründung Fuldas ausersehen hatte, den aber Bonifatius ablehnte, weil er ihm zu ungeschützt nahe am nordthüringischen Machtfeld der Sachsen lag<sup>13</sup>. Da für die hier angeschnittene Frage Fritzlar und Hersfeld aus mehr als einem Grunde ausfallen, stehen wir vor dem Fulda der Karolingerzeit.

Wir verdanken es der überragenden Gestalt Karls des Großen, daß um 800 und in den folgenden Jahrzehnten eine deutschsprachige Literatur von inselhaftem Charakter unter Mönchshänden entsteht. Daß aber Fulda damals weit nach vorn rückt und zeitweilig im fränkischen Ostreich zum Vorort geistigen Lebens wird, ist nicht denkbar ohne den Einfluß eines zwar nicht genialen, aber hochgelehrten Mannes, des Rheinfranken Hrabân, der um 800 als junger Fuldaer Mönch Schüler des Angelsachsen Alkwin in Tours wird. Bald darauf steigt er zum Lehrer und Bibliothekar und 822 zum Abt in seinem Stammkloster auf, scheidet dort 842 freiwillig aus politischen Gründen aus, wird aber schon 847 Erzbischof in seiner Vaterstadt Mainz, wo er 856 stirbt. Trotz Hrabans Wirken dürfen wir das karolingische Fulda nicht vom Hessischen aus sehen und an das Hessische heranziehen, so kurz der Weg zum Hessengau ist. Immer noch weht in Fulda angelsächsische Luft, und die Herkunft der drei ersten Äbte (Sturmî, Baugulf und Eigil), die bayrischem Adel entstammen, sorgt weiterhin dafür, daß ein geistlich=geistiger Weg nach Bayern offensteht. Doch das ist es nicht allein. Wir haben eine deutschsprachige Fuldaer Schularbeit aus der Zeit um 830; die elementare Übertragung einer spätrömisch=lateinischen „Evangelienharmonie“, die man nach dem Syrer Tatian, einem Christen des 2. Jahrhunderts, zu nennen pflegt. Dieser sog. „Althochdeutsche Tatian“ hat zwar eine geistliche Fachsprache, die sich von streng oberdeutscher Fachsprache unterscheidet. Aber der Lautstand seiner Sprache, die eine fränkische Ausgleichssprache sein soll, zeigt für uns ostfränkischen Charakter, als ob wir in Würzburg wären. Dies ist nicht merkwürdig. Fulda liegt damals noch nahe an Gebieten niederdeutscher Sprechweise (einer Sprechweise, die nicht von der hochdeutschen Lautverschiebung durchdrungen ist); auch der Hessengau wird noch im ganzen wie Nordthüringen sprachlich jenseits des Hochdeutschen liegen. Hraban kam zwar aus Mainz, aber Fuldas hochdeutsch=literarischer Weg lief nach dem Süden<sup>14</sup>.

13 Für eine erste Unterrichtung noch immer unveraltet KARL HAUCK: Kirchengeschichte Deutschlands, 1. Teil <sup>7</sup>(Berlin 1952); 2. Teil <sup>8</sup>(Berlin 1952); s. Register.

14 Eine Ergänzung: Die sog. „Kasseler Glossen“, die aus dem Fulda des 9. Jhdts. stammen, enthalten ein amüsanter „lateinisch=deutsches Gesprächsbüchlein“, das einem Romanen helfen soll, der in Deutschland unterwegs ist. Aber die Sprache ist bayrisch, auch die Sprache der vielleicht schon um 800 entstandenen Vorlage muß bayrisch gewesen sein; man denkt an Herkunft aus Freising. — In die Irre führt, wenn GUSTAV EHRISMANN: Geschichte der dt. Literatur, 1. Teil (München 1918) § 53, S. 277 zur „fuldischen“ Sprache des „Tatian“ sagt: „Fulda gehörte politisch zu Ostfranken, aber zum westlichen Teile des=

Nunmehr zu einem literarischen Werke von poetischem Rang! Ob wir uns je darüber einigen, wo der Dichter des altsächsischen *Heliand* gegen 840 sein Buchwerk geschaffen hat? Ich bin (mit EDWARD SCHRÖDER) überzeugt: Nur Fulda mit seiner theologischen Bibliothek und seiner angelsächsischen Atmosphäre ermöglichte ihm, seine stabenden Verse zu erarbeiten<sup>15</sup>. Und sein Werk, fast eine Randerscheinung angelsächsischer Literatur, ist gewiß nicht auf volkstümliche Breitenwirkung angelegt: Die Sprache seiner stabenden Verse ist notwendig eine ausgleichende Kunstsprache. Die in München liegende Handschrift ist dorthin aus Bamberg, der Gründung Kaiser Heinrichs II., gekommen. Und mir scheint manches dafür zu sprechen, daß der *Heliand* früh in die Obhut der am Nordharz ansässigen Liudolfinger (der Ottonen) kommt. Ins Hessische führt von ihm kein Weg.

Aber hat nicht JACOB GRIMM in der Vorrede seiner ‚Deutschen Grammatik‘ vom Jahre 1819 vom „Liede von Hildebrand und Hadubrand“ gemeint, seine Sprache enthalte „sehr viel Niederdeutsches“ und erscheine etwa so, „wie sie dazumal in Niederhessen geredet worden sein könnte“?<sup>16</sup> Und noch KARL MÜLLENHOFF hat 1863 in seiner einst berühmten Vorrede zu den mit dem jungen WILHELM SCHERER herausgegebenen ‚Denkmälern deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.–XII. Jahrhundert‘ vermutet, das Hildebrandslied sei im 8. Jahrhundert in Hessen oder Thüringen entstanden<sup>17</sup>. Wir können kurz sein. So gut wie unbestritten ist heute, daß das Hildebrandslied eine frühestens um 600 entstandene langobardische Schöpfung ist, also Fulda über Salzburg, Freising, Würzburg erreicht hat. Unbestritten ist, daß die beiden Fuldaer Mönche, die es behelfsmäßig um 820 ohne Schluß auf der ersten und letzten Seite einer theologischen Handschrift unterbrachten, eine etwas ältere Vorlage hatten. Unbestritten, daß in dieser Vorlage versucht wurde, diesen unterliterarischen Text in eine Art von niederdeutscher Sprech- und Schreibweise umzusetzen. Deutlich auch, daß der Verfertiger der Vorlage an oberdeutschen Schreibgebrauch gewöhnt war. Nie werden wir wissen, warum

---

selben‘. Auch wenn im 9. Jhdt. der Grabfeldgau zu Gauen einer *Francia orientalis* gezählt werden kann, für die in der *Buchonia* gelegene Abtei Fulda gab es keine politische oder geistige Abhängigkeit von Würzburg. Vgl. EDMUND E. STENGEL aaO. 11 (139), 37 (165).

15 EDWARD SCHRÖDER hat dies mit leidenschaftlicher Sicherheit in seinem wohl letzten Vortrag ausgesprochen: Hessens Anteil an der dt. Literatur des Mittelalters → Mitteilungen an die Mitglieder des Vereins f. hess. Geschichte u. Landeskunde (1938/39) 40–45. Ich komme noch später auf diesen in der Kasseler Landesbibliothek gehaltenen Vortrag zurück, dessen Druck auf der Niederschrift eines Zuhörers beruht. Mein schon lange gehegter Wunsch: Man sollte endlich einmal Schröders hessische Aufsätze und Vorträge (mit Ausschluß der an anderer Stelle zusammengefaßten Aufsätze und Vorträge zur Namenkunde), auch mit dem so gut wie verschollenen Anfang seiner Familiengeschichte für hessische Liebhaber gesammelt herausbringen.

16 Vgl. dort S. 51; im Abdruck der ‚Kleineren Schriften‘ Bd. VIII (Gütersloh 1890) 68.

17 Denkmäler, 2. Ausg. (Berlin 1873) VIII.

die Verse auf das Pergament kamen. Ob die Schrift als Gedächtnisstütze gedacht war, weil den Text bedrohte, vergessen zu werden? Aber wozu dann die Anänelung an niederdeutschen Sprachgebrauch, der offenbar nicht zum wenigsten Angelsachsen zugänglich sein sollte? Wie man antwortet, der Hesse darf annehmen, daß die Sprache der Niederschrift auch noch für einen Hessengauer vertraut geklungen haben wird. Dies ist freilich auch das Äußerste, was er sagen darf, wenn er eine Spur hessischer Möglichkeit aus dem altdeutschen Fulda retten will<sup>18</sup>.

### III.

Das literarische Leben Deutschlands vollzieht sich trotz der von Karl dem Großen ausgehenden Antriebe für Jahrzehnte auf lateinischem Sprachfelde. Die deutschsprachige Literatur des karolingischen Jahrhunderts gehört daher in ein „Vorspiel“, zudem in ein „Vorspiel“, das durch eine fühlbare Pause vom Späteren getrennt ist. Und wir müssen sogar bis ins 12. Jahrhundert hinein, ja bis in die Stauferzeit, ehe wir wieder auf Literatur stoßen, die mit dem Hessischen zusammenhängt oder wenigstens zusammenhängen kann.

Abwehrend schicke ich voraus, daß zwei Denkmäler, die man gelegentlich dem Hessischen eingeordnet hat, nicht herangeholt werden dürfen. Wir haben Bruchstücke, die man unter den Titel *Friedberger Christ und Antichrist* stellt: eine Darstellung der Heilsgeschichte, die in das frühe 12. Jahrhundert gehört und wohl in Friedberg gereimt worden ist. Dies echt „rheinfränkische“ Denkmal der Wetterau soll man vom Damals aus nicht hessisch nennen. Gleiches gilt für ein bewegtes Mariengebete, das sog. *Arnsteiner Marienlied*, dessen bittendes „Ich“ sich ein „sündiges Weib“ nennt. Gleichgültig, ob man im Verfasser einen Mann oder eine Frau zu erkennen glaubt, das kleine Denkmal ist mit dem Prämonstratenserstift Arnstein verbunden, das der 1165 gestorbene Graf Ludwig III. von Arnstein, der letzte seines Geschlechts, 1139 wenige Kilometer östlich von Nassau an der Lahn gegründet hat. Es entstand daher sprachlich auf mittelfränkischem (moselfränkischem) Boden innerhalb der Trierer Diözese.

Nach dieser Abgrenzung, die uns davor zu bewahren hat, spätmittelalterliche oder gar neuzeitliche Begriffe des Hessischen in ältere Zeiten hineinzutragen, sind wir in der Stauferzeit, also in einer Zeit, in der das Hessische in seinen wichtigsten nichtgeistlichen Bezirken der landgräflich-thü-

<sup>18</sup> In einem Vortrag des Jahres 1936 (Fuldas literarische Bedeutung im Zeitalter der Karolinger → Fuldaer Gbll. 28 [1936] 33–44) sagt EDW. SCHRÖDER (S. 35) etwas mißverständlich: „Die eigenartige Zumischung angelsächsischer und bayrischer Elemente, die wir auch im Hildebrandslied wieder antreffen, ist für Fulda charakteristisch.“ — Auf das ungewiß Fuldische des fränkischen *Taufgelöbnisses* und der *Merseburger Zaubersprüche* (zweier Denkmäler einer Merseburger Hs. des 9./10. Jhdts.) gehe ich nicht ein.

ringischen Welt angegliedert ist. Es empfiehlt sich daher in einer stammbuchartigen Skizze die Familiengeschichte des landgräflichen Hauses in wenigen Daten festzuhalten. Denn nicht nur auf dem Felde der Politik, sondern auch auf dem Felde der Literatur muß man die familienmäßigen Verbindungen der maßgebenden Fürstenhäuser kennen, wenn man die geschichtlichen Vorgänge des hohen Mittelalters begreifen will.

Am Anfang hat für uns der nicht lange vor 1130 geborene Ludwig II. zu stehen, Sohn des ersten gleichnamigen Landgrafen und der hessischen Gisonin Hedwig. Ludwig I. hatte als Erbe der Gisonen wohl seit 1130, spätestens seit 1137 das Oberlahngebiet um Marburg und die Grafschaft Hessen um Gudensberg in der Hand<sup>19</sup>. Ludwig II., schon 1140 im Knabenalter Nachfolger des Vaters, heiratet 1150 Jutta, eine ihm seit zehn Jahren anverlobte, 1191 gestorbene Stiefschwester Barbarossas: eine Ehebund, der die Politik des 1172 gestorbenen Landgrafen weitgehend bestimmt. Mit der staufischen Schwäbin hat er vier Söhne, die wir alle kennen müssen. Sein ältester Sohn und Nachfolger Ludwig III. (der *pius Ludovicus*) heiratet zunächst eine Margarethe, die, wie wir durch den Eneas-Roman HENRIKS VAN VELDEKE wissen, eine Gräfin von Cleve war; er läßt 1185/86 die wohl zwölfjährige, kinderlose Ehe trennen. Er heiratet sodann Sophie, die Witwe des Dänenkönigs Waldemar I. und Mutter König Knuds VI. Doch stirbt er im Oktober 1190 ohne Erben auf der Rückfahrt vom Kreuzzug Barbarossas. Der zweite Sohn Friedrich, 1171 und 1175 als Probst des Mainzer Stephanstiftes bezeugt, heiratet vor 1186 in die Familie der Grafen von Ziegenhain ein und scheidet damit aus der thüringisch-hessischen Erbfolge aus<sup>20</sup>. Der dritte Sohn Heinrich Raspe III. übernimmt 1172 den hessischen Besitz der Landgrafen, doch stirbt er schon 1180 ohne Erben, so daß die hessisch-rheinischen Rechte an Ludwig III. fallen. So kommt es, daß der jüngste, nämlich Hermann I., der seit 1181 Pfalzgraf von Sachsen auf der Neuenburg an der Unstrut ist, am Jahresende 1190 Landgraf von Thüringen wird.

Hermann I., mindestens seit 1216 durch Krankheit gehemmt und im April 1217 gestorben, wird uns am meisten beschäftigen. Die nach 1181 vollzogene erste Heirat braucht nur erwähnt zu werden, weil Jutta, die älteste Tochter Hermanns, bald nach 1190 in erster Ehe den wettinischen Markgrafen Dietrich II. von Meißen heiratet und dadurch nach dem schnellen Aussterben der Thüringer Landgrafen das Erbrecht der Wettiner begründet. Nicht unwichtig ist für uns die zweite Heirat vom Jahre 1196 mit

19 Auf Einzelnes und Strittiges ist hier nicht einzugehen, auch nicht auf die mit dem Ererbten verbundenen Vogteien und dem bald dahinschwindenden Streubesitz, der über den Westerwald zum Rhein hinzieht. Vgl. die Übersicht bei KARL E. DEMANDT: Geschichte des Landes Hessen (Kassel 1959) 140/41, 142 bis 146. Die Kenntnis dieses Bandes ist überall vorausgesetzt.

20 Wir wissen nicht, wann er den geistlichen Beruf aufgab. EDW. SCHRÖDERS Vermutung, das sei im Jahre 1183 geschehen, als Konrad II. von Wittelsbach auf den Mainzer erzbischöflichen Stuhl zurückkehrt (Zeitschr. für dt. Altert. 47 [1904] 293—295), läßt sich nicht beweisen.

Sophie, der Schwester des Herzogs Ludwig I. (des Kehlheimers) von Bayern und Nichte des mächtigen Mainzer Erzbischofs Konrad von Wittelsbach. Als Tochter einer niederländischen Gräfin Agnes von Loos, die den Namen Ludwig zu den Wittelsbachern bringt, entstammt sie einem literaturfreundlichen Hause; erst 1237 in Eisenach gestorben, hat sie den Landgrafen Hermann lange überlebt. Ihr im Jahre 1200 geborener Sohn Ludwig IV., in kurzer Regierungszeit stark mit der Markgrafschaft als Vormund des unmündigen Erben beschäftigt, stirbt im Herbst 1227 in Unteritalien vor der Abfahrt nach Kleinasien. Uns geht er wegen seiner jugendlichen Gemahlin Elisabeth von Ungarn, Tochter des Königs Andreas II., an. Wohl 1207 geboren, wird sie 1211 in Thüringen dem jungen Landgrafen anverlobt, der sie 1220 heiratet. Die Mutter Gertrud der früh Entwurzelten entstammte einer der mächtigsten bayrischen Familien. Denn sie war die Tochter des Grafen Berthold IV. von Andechs (am Ammersee), der seit 1180/81 durch den Titel eines Herzogs von Dalmatien, Kroatien und Meranien (eines *dux Meraniae*) unter Barbarossa den Fürstenstand erreicht; 1213 wird sie in Ungarn ermordet<sup>21</sup>. Elisabeth hat rund zwei Jahre, vom Frühjahr 1229 bis zu ihrem Tode vom November 1231, in dem ihr vertrauten Marburg an der Lahn gelebt, wo die feierliche „Translatio“ ihrer Gebeine im Mai 1236 stattfand. Die Vormundschaft über Hermann II., den 1223 geborenen Sohn Elisabeths, fällt Ludwigs Brüdern Heinrich Raspe IV. und Konrad zu. Doch folgt als Regent tatsächlich der im Zwielficht der Geschichte stehende Heinrich Raspe IV., zumal Hermann II. schon 1242 stirbt. Konrad wirkt vor allem in den hessischen Teilen, auch als er im Spätjahr in den deutschen Orden eintritt; mit Marburg, wo er wohl im Sommer 1240 als Hochmeister des Ordens

21 *Merania*, im dt. Sprachgebrauch des 13. Jhdts. kurz *Meran* genannt, meint in diesem Titel nach alter Bezeichnung die dalmatische Küste. Vgl. FRHR. EDMUND OEFELE: Geschichte der Grafen von Andechs (Innsbruck 1877) 71–73. Der Titel hat nichts mit dem Tiroler Stadtnamen *Meran* zu tun. Zwar haben die Andechser Grafen (die ursprünglich Grafen von Dießen heißen) außer ihrem bayrischen Besitz, ihrem Besitz in Ostfranken und ihrem Besitz in der kärntnischen Mark und in Istrien auch Besitz am Inn nordwärts Brixen gehabt. Sie haben dort die Stadt Innsbruck gegründet. Doch wird diese erst tirolisch, als Graf Albert von Tirol, der Schwiegervater des letzten kinderlosen Andechser, der 1248 stirbt, beim Zerfall der Andechser Macht miterbt. Warum dies Bekannte? Hier und da schleicht sich in neuerer Zeit der Irrtum ein, die Andechser wiesen in ihrem Herzogtitel auf das tirolische *Meran*. So sind in dem Aufsatz von ERICH KEYSER: Das Gebiet des dt. Ritterordens in Marburg → ZHG 73 (1962) 78 im Satz: „Ihre [Elisabeths] Mutter Agnes stammte aus der sehr kinderreichen Familie der Grafen Meran (in Tirol) — Andechs“ die Worte „in Tirol“ zu streichen. Auch hieß die Mutter Gertrud; ihre Schwester Agnes war mehrere Jahre (1196–1200) Gemahl des französischen Königs Philipp=August. Man sollte übrigens nur von den „Grafen von Andechs“ oder den „Herzögen von (Andechs)=Meran“, am besten von den „Herzögen von (Andechs)=Meranien“ sprechen. Ich wüßte übrigens nicht, daß die Andechser durch ihre Frömmigkeit aus ihrer Zeit heraustraten.

begraben wird, bleibt er dauernd verbunden. Man darf erwägen, daß Hermann II. bei längerem Leben in Konrads Stellung eingerückt wäre. Damit haben wir den Eingang unserer Betrachtungen erreicht. Sophie, Schwester Hermanns II., zweite Gemahlin des Herzogs Heinrich II. von Lothringen und Brabant, beginnt nach dem Tode Heinrich Raspes vom Frühjahr 1247 einen zähen Kampf, um ihrem Sohne Heinrich wenigstens das bis dahin mit Thüringen vereinte Hessische zu sichern. Nicht vergessen wollen wir, daß auch Heinrich Raspe IV. in dritter Ehe, die wie die beiden früheren kinderlos blieb, mit einer Brabanterin verheiratet war: mit Beatrix, einer Tochter aus der ersten Ehe Heinrichs II. von Brabant, mithin einer Stiefschwester des zukünftigen ersten hessischen Landgrafen<sup>22</sup>.

#### IV.

Doch nun wieder zu Verswerken, die mit Hessen zusammenhängen! So merkwürdig es klingt, wir dürfen nicht an der berühmten Arbeit eines Mannes vorübergehen, der weder Thüringer noch Hesse war: nicht an dem Niederfranken aus der Umgegend von Maastricht Henrik van Veldeke und seiner *Eneide*, einer Übertragung des französischen *Roman d'Eneas*, der VERGILS *Aneis* mittelalterlich macht, indem er das ungleiche Liebesverhältnis Eneas-Dido und Eneas-Lavinia betont. Das Schicksal, das Veldekes Erzählung gehabt hat, kennen wir in undeutlichen Umrissen aus einem „Epilog“. Die Reinschrift des zum größten Teil vollendeten Werkes nahm Heinrich Raspe III. in Cleve an sich, als dort Ludwig III. die Gräfin Margarethe heiratete, was wahrscheinlich 1174 geschah. Willkürakt eines Literaturfreundes von fürstlichem Rang! Möglich, daß die Handschrift bis zu Heinrichs Tode vom Jahre 1180 im Hessischen gelagert hat. Erst rund neun Jahre später, also etwa 1182/83, kommt Veldeke auf der Neuenburg beim Pfalzgrafen Hermann I. an sein Werk heran, das damals vielleicht schon in einen mitteldeutschen Lautstand umgeschrieben war. Auf diesem Wege ist uns das damals vollendete Werk in mitteldeutscher Fassung erhalten. Ausschließen sollte man, daß Veldeke noch in Thüringen bleibt, als sich Ludwig III. 1185/86 von der im „Epilog“ gerühmten Clever Gräfin trennt. Da der gleiche „Epilog“ den ehemaligen Propst Friedrich, den Bruder Ludwigs und Hermanns, schon Graf nennt, dazu auch einen Gönner Veldekes, wird dieser schon vor 1186 (wie EDWARD SCHRÖDER vermutete) in Ziegenhain gesessen haben, wengleich er erst 1186 als Graf erscheint<sup>23</sup>. Nichts spricht dagegen, daß Veldeke über Ziegenhain, Marburg

22 Über die Stellung des mündig gewordenen Hermann II. vgl. THEODOR KNOCHENHAUER: Geschichte Thüringens zur Zeit des 1. Landgrafenhauses (Gotha 1871) 349: Hermann schein 1237/38 die Regierung des hessischen Gebietes übernommen zu haben; dabei Hinweis auf eine Urkunde vom Jahre 1241. — Die 3. Hochzeit Heinrich Raspes fand im Frühjahr 1241 statt; vgl. CHRISTIAN HAEUTLE: Landgraf Hermann I. von Thüringen u. seine Familie → Zs. des Vereins für thüringische Geschichte 5 (1863) 178—185. Die Mutter der Beatrix war die 1235 gestorbene Stauferin Maria, eine Tochter Philipps von Schwaben.

23 Vgl. EDW. SCHÖRDER: Der Epilog der Eneide → Zeitschr. für dt. Altert. 47 (1904) 293—295.

und die siegerländisch-rheinischen Besitzungen des Landgrafen der Heimat zugeritten ist. In jedem Falle tritt Hessisches erst nach diesem Aufenthalt Veldekes, den wohl noch die Gräfin von Cleve vermittelt hat, in die Literatur ein<sup>24</sup>.

Über die beiden Verserzählungen, deren Verfasser aufgrund ihrer Sprache unwiderlegbar im hessischen Kerngebiet geboren waren, kann ich mich kurz fassen, weil ich schon früher in dieser Zeitschrift das beigebracht habe, was mir gesichert zu sein scheint<sup>25</sup>. Zu den Unglücksfällen der älteren deutschen Literatur gehört, daß wir von einer Pilatuslegende in Versen nur rund 600 Verse haben: den recht originellen Anfang. In der moselfränkischen Handschrift stellt der Schreiber zur Pilatuslegende, die er aus einem un-  
verdeckten Anlaß schnell abbricht, Merkverse, die sich auf die Einnahme Jerusalems vom Jahre 1187 beziehen. Wir sollten nicht bezweifeln, daß er sie niederschrieb, als die Einnahme ein nahes, in seiner Wirkung spürbares Geschehen war. Der begabte Verfasser der Legende, der im erzbischöflichen Mainz saß, wird daher dies sein erstes Werk noch vor dem Jahre 1200, ja vor dem Kreuzzug 1189/90 gedichtet haben. Noch gewisser als früher ist mir heute, daß wir ihn nicht Herbort von Fritzlar gleichsetzen dürfen, diesem einzigen Dichter des hochmittelalterlichen Hessengauges, den wir mit Namen fassen können. Herbort hat als „Lied von Troje“ einen weitläufigen französischen Trojaroman (die *Historie de Troje*) mit den Mitteln einer Redekunst, die er als Studierter gelernt hat, aber auch mit innerer Teilnahme am Leid des Geschehens in eine etwas herbe Verssprache umgesetzt. Er mag nach seinem Studium, das ihn wahrscheinlich nach Paris geführt hat, im Kanzleidienst Hermanns, der ihm die französische Vorlage zuleitet, tätig gewesen sein; seine Verse wird er um 1210 gebaut haben. Der Landgraf wollte wohl Veldekes *Eneide* durch die Troja-Historie nach rückwärts ergänzt haben. Herbort, in einer literarischen Grenzlandschaft geboren, hat diese Aufgabe ohne lyrische Begabung, aber mit Sinn für starke Wirkung erfüllt. Die schmale Überlieferung zeigt, daß ihn die anspruchsvolleren Oberdeutschen nicht gelesen haben.

Wir stehen an einer Stelle, die nahelegt, ein Wort über den Land- und Pfalzgrafen Hermann I. zu sagen, der über ein Menschenalter im öffentlichen Leben seine Rolle gespielt hat. Der kluge, zugleich unruhige und ehrgeizige Mann, in dem sich das an Spannungen reiche Staufertum von der Mutter her regen mochte, schneidet als Fürst trotz seiner Erfolge nicht gut ab. Aber man soll ihm auch kein Unrecht tun. Er war in eine Zeit geboren, in der die weltlichen und geistlichen Dynasten gegenüber dem „römischen“ König schnell an Macht gewinnen. Gewiß, an Hermann treten nach dem ver-

24 Auf die schwierigen textkritischen Fragen, die der „Epilog“ stellt, brauche ich hier nicht einzugehen. Einen ersten Eindruck vermittelt der von COLA MINIS verfaßte Artikel ‚Heinrich von Veldeke (Nachtrag)‘ → Verfasserlexikon V (1955) Sp. 353–356.

25 Vgl. meinen Aufsatz: Herbort von Fritzlar → ZHG 63 (1952) 39–50.

hängnisvollen frühen Tode Kaiser Heinrichs VI. die Züge politischer Taktik oft unverhüllter als bei genauso handelnden Standesgenossen hervor. Aber mit dem erzbischöflichen Mainz im Westen, das mit Fritslar und Erfurt in seine zersplitterte Machtwelt hineingreift, und mit dem welfischen Otto IV. im Norden hatte er einen ungemütlichen Stand. Umsicht und Berechnung, Wachheit und Ehrgeiz bewirken auch, daß er in einer Zeit, in der alles Dichten und Schriftstellern Mäzene braucht, mehr als andere sein Mäzenatentum öffentlich werden läßt. Nur können wir nicht mehr mit WILHELM SCHERER sagen, an seinem Hofe seien die „Musen willkommen“ gewesen. Hier meldet sich ein Begriff von „MUSENHOF“, der von weitem an das Weimar der Goethezeit erinnern soll. Aber Traumbilder von einem aesthetisch gesteigerten Eisenacher Hofleben passen wenig in die unruhigen Tage Hermanns. Der Österreicher Walther von der Vogelweide hat kurz nach 1200 mit der ihm eigenen Empfindlichkeit deutlich genug ausgesprochen, daß es im Eisenach Hermanns laut und rauh herging. Man verweise nicht auf den sog. „Wartburgkrieg“. Ihn hat es im strengen Sinne nie gegeben. Der Vorstellungsbereich „Wartburgkrieg“ geht auf ein in Eisenach (nicht auf der Wartburg!) spielendes Streitgedicht zurück, in dessen Strophenkette ein Fürstenpreis mit einer magistralen Kunst geringen Ranges auf Hermann I. gelenkt wird. Es entsteht nicht vor 1260, da es bereits mit sieben Kurfürsten rechnet: in seinem gemachten Ablauf ein frühes literarisches Zeugnis für den genossenschaftlichen Zusammenhalt von „Singern“, die sich als Berufsstand fühlen. Das sagenhafte Bild vom Hofe Hermanns, das von dieser Strophenkette seit dem späteren Mittelalter ausgeht, wird im frühen 19. Jahrhundert romantisch ausgemalt und erhält seine letzte Weihe durch die Ausgabe KARL SIMROCKS vom Jahre 1858.

Doch wo sind neben und nach dem Fritslarer Herbort noch Verswerke, die das thüringische Hessen mit der Literatur der Ritterzeit verbinden? Die Frage führt uns zum *Eraclius* des Meisters Otte, der kein Mönch oder Priester, wohl aber ein „Studierter“ war, der in einem Hofdienst stand. Zunehmend haben die Höfe für durchgebildete Lateinkenner Aufgaben in ihrer Kanzlei. Otte erzählt in Versen die sagenhaft ausgestaltete und zur Legende aufgehöhte Geschichte des byzantinischen Kaisers Eraclius, der zwischen 610 und 641 regierte und 629 das geraubte „heilige Kreuz“ nach Jerusalem zurückbrachte: freie Bearbeitung des französischen *Eracles*, den Gautier von Arras für die Gräfin Alix von Blois, Tochter König Ludwig VII. von Frankreich und der Eleonore von Poitou, auf das Pergament gebracht hatte. Der literarisch bedeutsamste Teil: Der Scharfsinn des jungen Eraclius bewährt sich in einem novellistischen Geschehen. Für seinen Vorgänger, den Kaiser Focas, sucht er die junge Athenais aus. Während Focas in einen Krieg zieht, läßt er Athenais in einem Turm verwahren; grade dadurch bewirkt er, daß sie mit Hilfe einer Kupplerin die Minne des schönen Parides sucht. Nach Kriegsende sieht Eraclius sofort, was geschehen ist. Aber er erreicht das Ungewöhnliche: Der Kaiser tritt Athenais an Parides ab. Im Unterschied von der französischen Vorlage läßt Otte die beiden in Liebe ein armes Leben führen, das der Athenais besser gefällt als ihr verlorenes kaiserliches Dasein: Deutliches Zeichen, daß sich Otte über das Ständische erhebt. Geschrieben hat er,

wie Herbort von Fritzlar um 1210 oder wenig später. Aber wo saßen seine Gönner? EDWARD SCHRÖDER hat seine Auffassung gut gesichert, er sei ein Mitteldeutscher aus einem Gebiet westlich Thüringens gewesen, aber einer, der nach Ausweis sprachlicher Eigenheiten auf bayrische Höfe eingespielt sei<sup>26</sup>. SCHRÖDER erinnert auch an die Eraclius-Bilder, die vor 1350 im Anschluß an Ottos Erzählung in der schlichten Wallfahrtskirche von Frauombach unweit Schlitz, die zum Stifte Hünfeld gehörte, auf die Triumphbogenwand und ihre Umgebung gesetzt sind. Ich meine, die Tatsache, daß Ottos ‚Eraclius‘ in Bildern des frühen 14. Jahrhunderts an dieser abseitigen Stelle festgehalten wird, erklärt sich am leichtesten, wenn man dort wußte, im Schlitzer Lande sei er geboren worden. Dies heißt freilich für die Zeit um 1200, daß wir ihn nur in einem weiteren Sinne einen Hessen nennen dürfen<sup>27</sup>. Doch warum hat er bayrische Zuhörer berücksichtigt? Seinen Weg dürfte die Überlieferung des ‚Eraclius‘ andeuten. In der einzigen Handschrift, in der er nicht in Chroniken eingerückt ist, in einer Münchener Handschrift aus der Zeit um 1300, folgt er der ‚Eneide‘ Veldekes. Otte wird durch den Hof Hermanns I. von Thüringen gegangen sein; dessen zweite Gemahlin, die Wittelsbacherin Sophie, wird ihn mit den Wittelsbachern verbunden haben. Nur sollte man beachten: Das Mitteldeutsche Ottos ist nicht so vom Bayrischen überlagert, daß wir den ‚Eraclius‘ ein bayrisches Denkmal nennen dürfen. Erst der Beruf hat wohl den reiferen Otte (für Zeit?) nach Bayern verschlagen. Daß eine Frau vermittelte, ist nicht merkwürdig. Mehr als es bisher geschehen ist, müssen wir auch auf deutschem Boden für das Entstehen von Dichtung den Einfluß der fürstlichen Frauen einsetzen. Sie lenken das Gesellschaftsleben; die Männer treten zwar als Mäzene nach außen hervor, weil sie die Mittel hergeben, aber sie werden weitgehend durch Politik und Kampf verbraucht.

Nicht übergehen dürfen wir die historienartige Erzählung von *Athis und Prophlias*. Es muß nicht zum wenigsten sein, weil WILHELM GRIMM viel Arbeit auf die erhaltenen Bruchstücke verwandt hat. Er vermutete: Der „Dichter des Athis“ sei in „Herborts Nachbarschaft, nur weiter östlich, etwa in Hessen zu Haus gewesen“ (wobei man den Eindruck hat, das schwebende „etwa“ solle offen halten, an Thüringen zu denken, falls es nicht das mainzische Fritzlar vom politischen Hessen ausschließen sollte). Das hat man weitergetragen. GUSTAV EHRISMANN sagt in seiner vielbenutzten Literaturgeschichte 1927 zur Heimatfrage: „wahrscheinlich Hessen“. In einem klugen Artikel ALBERT LEITZMANNs vom Jahre 1933 heißt es sogar, der Sprache nach gehöre der Verfasser „wohl sicher ins hessische Gebiet“. Und HELMUT DE BOOR erklärt 1953 in einer zusammenfassenden Beurteilung, die Sprache verweise den Dichter „nach Hessen“, das Gedicht ordne sich dem „thüringischen Kreise“

26 Vgl. die Studie: Der Dichter des dt. „Eraclius“. Ein Beitrag zur altbayerischen Literaturgeschichte → Münchener Sitzungsber. (Jg. 1924) 3. Abh. Verschiedenes sehe ich anders.

27 EDW. SCHRÖDER aaO. 9 vorsichtig bei einem Hinweis auf das Thüringen nahe „östliche Hessen“: „dem ich unseren Autor am ehsten zuweisen möchte.“

zu<sup>28</sup>. Die reizvoll erzählte Geschichte scheint ihrer französischen Vorlage frei gegenüberzustehen. In ihrem wichtigsten ersten Teile behandelt sie eine oft abgewandelte, ursprünglich orientalische Sage, die ein Muster von Männerfreundschaft an Grenzfällen aufzeigt; die Freunde sind hier der Athener Athis und der Römer Prophlias, so daß zwei getrennte Schauplätze aufgebaut werden können. Die Sprache bewegt sich sicher in einem literarischen Mitteldeutsch. Sie weist den Verfasser einem nordmitteldeutschen Gebiete zu, das niederdeutsche Eigenheiten zeigt, und schließt nicht aus, daß er auf niederdeutschem Boden geboren war. Ein echter Hessengauer wie Herbort ist er nicht gewesen. Nur einen einzigen Nachklang hat sein Verswerk gefunden: bald nach 1300 in einem Festgedicht, in der „Ritterfahrt“ des Johann von Michelsberg (eines böhmischen Adligen): ein Heinrich von Freiberg, dem man es zuschreibt, trägt seinen Namen von der meißnischen Stadt. Da einige Bruchstücke wahrscheinlich aus Halberstadt stammen, sollte man versuchen, den Dichter ins Nordostthüringische zu stellen. Auch von dort her würde dann ein gangbarer Weg zum Landgrafen Hermann I. führen<sup>29</sup>. Das für mich Auffallendste, was man offenbar kaum beachtet hat: Herbort von Fritzlar ist der erste, der als Wappen den thüringisch-hessischen Löwen mit rotweißer Querteilung erwähnt; Herkules hat es, als er mit Griechen gegen Troja zieht (Vers 330–334). Im ‚Athis‘ zeigt das Wappen eines Königs einen auffliegenden Adler in Frontalstellung auf blauem Grunde (Fragment B, Vers 23–38)<sup>30</sup>. Ich fühle mich nicht gerüstet, daraus Schlüsse zu ziehen.

## V.

Alles zusammengenommen: Es ist wenig, was aus dem späten 12. und frühen 13. Jahrhundert, einer Zeit großer literarischer Blüte, mit Hessen verbunden werden kann. Längst hätte man bei Zuteilungen die Frage beachten sollen, die einmal EDWARD SCHRÖDER an sich selbst gestellt hat: „wo ist denn in deiner Heimat zu jener Zeit ein Sitz literarischer Bestrebungen, ein fürstliches Gönnerum, ein gebildetes Publicum zur Aufnahme einer solchen Menge neuer Literatur?“<sup>31</sup>. Man lasse alle in Frage stehenden Stellen des damaligen

28 WILH. GRIMM: Athis u. Prophlias → Abhandlungen der Berliner Akademie, phil.-hist. Kl. (1846) = Kleinere Schriften 3 (Berlin 1883) 212–345 (die zitierte Stelle S. 220) — EHRISMANN: Geschichte der dt. Lit., 2. Teil, 1. Hälfte (München 1927) 112. — LEITZMANN → Verfasser-Lex. 1 (1933) Sp. 144–147. — H. DE BOOR: Die höfische Lit. (München 1953) 57 = Geschichte der dt. Lit. 2. Bd.

29 In dem Vortrag: Der Anteil Thüringens an der Literatur des dt. Mittelalters → Zs. des Vereins für thüringische Geschichte 39 = NF 31 (Jena 1935) 1–19 sagt EDW. SCHRÖDER noch (S. 9): „Ein zweiter Hesse dieser Zeit und Umgebung war wohl [neben Herbort] der Verfasser von ‚Athis und Prophlias‘.“ Im Kasseler Vortrag vom Jahre 1939 wird der ‚Athis‘ nicht mehr als hessisches Denkmal herangezogen!

30 Vgl. WILH. GRIMM aaO. 320.

31 Im nicht leicht zugänglichen ‚Eraclius‘-Aufsatz vom Jahre 1924, aaO. (s. Anm. 26) 10.

Hessenlandes vor sich ablaufen: die bedingt hessische Abtei Fulda, die Abtei Hersfeld, das mainzische Fritzlar, die Hauptorte des Thüringer Besitzes (Marburg und Gudensberg) und endlich Ziegenhain. Daß leicht Zuteilungen nach Hessen erfolgen, liegt wohl zum Teil daran, daß die Geschichte Althessens recht unbekannt ist. Aber Hessen ist damals keine „literarische Landschaft“, schon deshalb nicht, weil dafür die gesellschaftlichen Voraussetzungen fehlen. Daran ändert sich auch nichts, als Sophie von Brabant mit dem Stolz einer Herzogin, deren Mann kurz vor seinem Tode vom Jahre 1248 zeitweilig aus-ersehen war, Gegenkönig Friedrichs II. zu werden, in wirrer, ihr günstiger Zeit durch kluges Vorgehen die thüringisch-hessischen Besitzteile für ihren noch minderjährigen Sohn dem Stand eines gesonderten Fürstentums entgegenführt. Wir wollen dabei eins nicht vergessen. Sie kam aus einem reichen Teile Niederlothringens, in dem sich nordfranzösische und niederländische Ritterkulturen berührten. Sie zeigt jene selbständigen Züge, die an den romanischen Fürstenfrauen seit dem 12. Jahrhundert hervortreten. Ihrem Manne folgt ihr französisch dichtender Stiefsohn Heinrich III. von Brabant, nach dessen Tode im Jahre 1260 dessen Frau, eine Burgunderin, bis zum Jahre 1268 die Vormundschaft für ihren Sohn Jan I. (Johans) hat. Dieser, der Sieger in der Schlacht von Worringen vom Jahre 1288 und schon 1294 an einer Turnierwunde gestorben, ist eine der glänzendsten Rittererscheinungen des späteren 13. Jahrhunderts. Seine niederländischen Lieder sind in die Manessische Handschrift aufgenommen<sup>32</sup>. Der erste hessische Landgraf Heinrich I. war keine zehn Jahre älter als dieser sein entfernter Neffe. Doch gerade bei einem solchen Altersvergleich zeigt sich verstärkt, daß das arme und zerklüftete Hessen keine Stelle für einen Mittelpunkt literarischen Lebens haben konnte.

Dafür zwei letzte Belege. Wohl bald nach 1300, also vielleicht noch zu Lebzeiten des ersten (1308 gestorbenen) hessischen Landgrafen, der 1292 rechtlich zum Reichsfürsten aufgestiegen war, entsteht ein Verswerk von geringem Rang, das die lateinische Legendenvita *De Sancta Elisabeth*, die Dietrich von Apolda im Ausgang des 13. Jahrhunderts in Erfurt geschrieben hat, ins Deutsche umsetzt. Aber woher stammt der Verfasser, ein ungenannter Geistlicher, und wo hat er seine Verse gebaut? Ob wirklich für die Nonnen des Klosters Altenberg an der Lahn bei Wetzlar, die von den Prämonstratensern abhingen, die in Rommersdorf bei Neuwied saßen, und damit in der Trierer Diözese? An Altenberg läßt denken, daß Gertrud, die Schwester der Herzogin Sophie, genannt wird, die dort als Äbtissin 1297 gestorben war. Ein ausgesprochen hessisches Denkmal kann man dann dies bescheidene Werk nicht nennen. Doch sind starke Stimmen laut geworden, die seine Herkunft nach Marburg an der Lahn legen. Behalten sie recht, so dürfte der am Rande der Stadt sitzende Deutsche Orden der Anreger sein. Wie dem sei, dies *Leben*

32 Die Frage, ob Jan I. der Verfasser dieser Lieder ist, braucht uns nicht zu beschäftigen. Vgl. über ihn GUSTAV ROSENHAGEN: Johann von Brabant, Herzog → Verfasserlex. 2 (1936) Sp. 587/88.

der heiligen Elisabeth war da, als im frühen 14. Jahrhundert ein begabter Verssprecher, der mit dem Stil Gottfrieds von Straßburg vertraut war, die Heilsgeschichte mit beachtlicher Wirkung in Verse faßte. FRIEDRICH MAURER, einer der besten Kenner dieses *Erlösung* genannten Werkes, dessen ungenannter Verfasser ein Mann von weiter Bildung war, stellt es nicht zum wenigsten aufgrund der Überlieferung in ein nassauisches oder hessisches Gebiet, das seine Mitte in Mainz habe, und läßt obendrein offen, daß der Dichter im „Trierer Bezirk“ zu Hause gewesen sei. Dies heißt, daß das an den Oberlahngau gebundene Oberhessen des 14. Jahrhunderts so gut wie sicher ausscheidet, was denn auch wieder gegen die These mißtrauisch macht, die Verslegende der „heiligen Elisabeth“ sei für oder in Marburg geschrieben<sup>33</sup>.

Wir sind bereits dabei, das hohe Mittelalter zu verlassen. Gleichsam zum Abschied müssen wir im Blick auf die Übergangszeit des frühen 14. Jahrhunderts für Hessen nach allgemeinem Brauch auf ein glanzvolles Werk von Buchmalerei hinweisen. Wir sind mit ihm in der Regierungszeit Heinrichs II., unter dem im Jahre 1373 die Landgrafschaft durch Reichserlaß erst sattelfest wird. Für ihn entsteht schon 1334 in Kassel, das seit zwei Menschenaltern Hauptstadt geworden ist, eine starke Handschrift, die drei Werke zusammenfaßt, als ob sie eins wären. Die Mitte hält der bunte und bedeutungsschwere Legendenroman *Willehalm von Oransche*, den Wolfram von Eschenbach nach einer vom Landgrafen Hermann I. besorgten Vorlage erarbeitet, aber gegen 1220 vor dem Ende abbricht. Dieser großartigen Mitte geht eine mittelmäßige Vorgeschichte voraus, verfertigt von einem dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet entstammenden Ulrich von dem Türilin, der seine Verse nach 1260 König Ottokar II. von Böhmen widmet. Und es folgt ihr als schwache Leistung eine Fortsetzung von Wolframs ‚Willehalm‘, die der Ostschwabe Ulrich von Türheim um 1245 mit Hilfe französischer Vorlagen zusammengeschrieben hat und die man wegen der führenden Gestalt *Rennewart* zu nennen pflegt. Der Text der seit 1945 verschollenen Handschrift von mitteldeutschem Charakter hat nur geringen Wert; die Bilder bestimmten ihren Rang und machten sie zu einer Kostbarkeit der Landesbibliothek. Das Ganze ist gewiß in allen drei Teilen ohne Sinn für Unterschiede der Qualität als fromme Historie gelesen worden, soweit es nicht von vornherein als ein Prunkstück angelegt war. EDWARD SCHRÖDER hat stark betont, daß Heinrich II., der Enkel des ersten Landgrafen, nicht von einem literarischen Interesse bestimmt war, sondern im *hl. Willehalm (Wilhelm)* einen Vorfahren sah<sup>34</sup>. Doch glaube ich nicht, daß dies ausreicht, das Außerordentliche dieser Handschrift

33 Vgl. FRIEDR. MAURER: *Elisabeth, Heilige* → *Verfasserlex. I* (Berlin 1933) Sp. 551–553; DERS.: *Erlösung* → dort Sp. 581–585. — Für Marburg als Entstehungsort der Elisabeth=Legende sind EDUARD SIEVERS (1930) und ihm folgend EDW. SCHRÖDER (beides Niederhessen) eingetreten.

34 Vgl. *Mitteilungen* (1938/39) 37. Auch ALBERT HUYSKENS: *Die Klöster der Landschaft an der Werra = Veröffentlichungen der hist. Kommission für Hessen u. Waldeck* 9, (Marburg 1916) 573 (worauf mich zunächst Karl August Eckhardt hingewiesen hat). — Die Fragen, die die Hs. stellt, bedürfen neuer Bearbeitung.

zu erklären. In Ihrer Anlage gehört sie einer Zeit an, in der sich das Ritterwesen bei allen Gefahren in ein fürstliches Festspiel verwandelt. Wenn man will, so spiegelt sich in ihr etwas von dem aufsteigenden Hessen<sup>35</sup>. Trotzdem — das Hessen des 14. und 15. Jahrhunderts ist auch mit der Regierungszeit Heinrichs II., der 1378 im gleichen Jahre wie Karl IV. stirbt, keine „literarische Landschaft“ geworden<sup>36</sup>. Erst mit dem 16. Jahrhundert treten unter ganz anderen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in einer erweiterten Landgrafschaft auf literarischen Feldern Werke in dichterischer Zahl hervor. Bezeichnend, daß sie fast alle aus dem im späten Mittelalter aufblühenden Universitätsleben hervorgehen. Aber das ist ein wichtiges Kapitel, das seine eigene Fragen stellt.

---

35 K. E. DEMANDT sieht (aaO. 155) in dem Herstellen der Hs. einen Abglanz der etwa vom Spätjahr 1328 bis über das Jahr 1340 hinaus ziehenden „Friedensjahre“. Doch dürfen wir die dauernden innerdeutschen Machtkämpfe für den Ablauf des kulturellen Lebens nicht zu hoch bewerten.

36 Unberücksichtigt möge bleiben, was einzelne Hessen weit weg von der Heimat schaffen. Ich denke etwa an Wigand von Marburg, der kurz vor 1400 die Geschichte des Deutschen Ordens als „Wappenherold“ im Osten schreibt und deren deutschsprachiger Text nur in wenigen Versen erhalten ist. — Mit Absicht übergehe ich auch *Geistliche Spiele* des späten Mittelalters wie das *Alsfelder Passionsspiel*, das 1501, 1511 u. 1517 aufgeführt wird, oder das *Hessische Weihnachtsspiel*, das vielleicht in derselben Zeit oder wenig früher in Alsfeld niedergeschrieben ist. Als halbliterarische Gebilde allmählichen Wachstums gehören diese „Spiele“ auf ein anderes Feld.